

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Herausgeber: [s.n.]
Band: 1 (1994)
Heft: 3

Artikel: Modernes Wirtschaftswachstum - und kein Ende? : ein Wechselgespräch über Methodologie und Moral der Wirtschaftsgeschichte
Autor: Tanner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-5230>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MODERNES WIRTSCHAFTSWACHSTUM – UND KEIN ENDE?

EIN WECHSELGESPRÄCH ÜBER METHODOLOGIE UND MORAL DER WIRTSCHAFTSGESCHICHTE

JAKOB TANNER

I.

Was Hansjörg Siegenthaler, seit mehr als zwei Jahrzehnten Ordinarius für Wirtschaftsgeschichte an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, mit seiner Publikation vorlegt, ist kein bunt zusammengeflackter Versuchsballon (wie sie heute so zahlreich gestartet werden), sondern ein elaboriertes theoretisches *High-tech*-Produkt, das 225 Seiten hochkomprimierte Argumentation bietet und damit hoch hinaus will. Als Resultat einer langfristigen und nachhaltigen Forschung und Entwicklung hat das Buch tatsächlich alle Chancen, jene Stratosphären wissenschaftlicher Diskussion zu erreichen, von wo aus sich manchmal eine neue Sicht nicht nur auf die Geschichte, sondern auch auf unsere aktuellen Gesellschaft ergibt. Ich will mit dieser Bildsprache andeuten, dass es der Autor jenen, die das Buch lesen – und alle, die sich für wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen oder eine Verbindung von ökonomischen mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen interessieren, werden nicht darum herumkommen – nicht ganz einfach macht; sie müssen sich auf die dünne Luft theoretischer Abstraktion einstellen und gleichzeitig eine anspruchsvolle Rezeptionsleistung vollbringen.

Die Einleitung des Buches beginnt mit der Feststellung, der Prozess wirtschaftlicher Entwicklung vollziehe sich «in Industrieländern liberaler Wirtschaftsverfassung – sie allein sind Gegenstand dieser Untersuchung – seit Beginn modernen Wirtschaftswachstums unregelmässig» (1). Diese Aufeinanderfolge von Prosperität und Krise ist schiere Evidenz und angesichts der millionenfachen Arbeitslosigkeit, die gerade in den vergangenen Jahren wieder breitenwirksam thematisiert wurde, kann der Einstieg als nicht besonders originell bezeichnet werden. Aber das zeichnet gute Bücher aus, dass sie nicht mit esoterischen Problemen beginnen, sondern dass ein im kollektiven Gedächtnis und im Gegenwartsbewusstsein präsenter Sachverhalt zum Ausgangspunkt genommen wird.

Das Innovative an Siegenthalers Text besteht in der theoretischen Modellierung dieser «Unregelmässigkeiten». Der Autor definiert diese längerfristigen Wachstumsschwankungen als Sequenz von längeren (20–30 Jahre dauernden) «Strukturperioden» und darauffolgenden kürzeren, mehrjährigen Phasen «struktureller Insta-

bilität». An Phasen struktureller Stabilität, in denen das Regelvertrauen intakt ist und die Zukunftserwartungen gefestigt sind, schliessen sich Krisenphasen an, in denen die kommunikative Interaktion intensiviert, destabilisierende Einflüsse zurückgedrängt und neues Vertrauen in kognitive und institutionelle Regeln gewonnen wird. Siegenthaler verknüpft diese diachrone Gliederung mit einem dualistischen Lernmodell: Während der konjunkturellen Aufschwungsphasen findet ein «Lernen nach Regeln» statt, wobei alle Ergebnisse dieses regelgebundenen Lernens als «Kapital» (Sach- und Fähigkeitskapital) zu betrachten sind. Vertrauen und – davon zu unterscheiden – Sicherheit und Berechenbarkeit lösen eine beschleunigte Kapitalbildung aus. Im Gefolge der ausgeprägten Wachstumsdynamik verändern sich relative Preise und Einkommenspositionen; es kommt zu sozialen Umverteilungsprozessen und vertikaler Mobilität. Die Paradoxie des Vorgangs besteht darin, dass in den Strukturperioden aufgrund durchschaubarer ökonomischer Wirkungsmechanismen ein rational-berechnendes, strategisch-zielgerichtetes Handeln zum Zuge kommt, welches das Regelvertrauen, auf das es angewiesen ist, unterminiert und damit seine eigenen Bestandesvoraussetzungen zerstört. Der nun einsetzende Prozess gesellschaftlicher Destabilisierung ist im Kern eine Krise der sozialen Wirklichkeit zu deren Überwindung ein «Lernen von Regeln» nötig ist. Der rational handelnde *homo oeconomicus* verliert unter diesen Bedingungen den Boden unter den Füßen und vermag nur als «solidarisches *zoon politikon*» (179) wiederum Tritt zu fassen. Siegenthaler spricht hier – in Absetzung zum strukturabhängigen Routinelernen – von einem «fundamentalen Lernen», das unter Bedingungen grosser Unsicherheit stattfindet. Menschen entwickeln in dieser Situation ein ausgeprägtes Bedürfnis nach intensiver sozialer Interaktion und interaktiver Kommunikation. Aus einer zunächst noch fragilen Selbstverständigung im tastenden «Wechselgespräch» werden neue, gemeinsame Deutungen von «Welt» entwickelt, und auf dieser Grundlage vermag schliesslich auch das stabilitätsverbürgende Vertrauen in kognitive Muster und institutionelle Spielregeln zu regenerieren. Entscheidend für Siegenthalers Verständnis dieser strukturegenerierenden fundamentalen Lernprozesse ist deren Offenheit: Weil sich die neuen Regeln der Interpretation kontingent verhalten zu den akkumulierten Erfahrungen, können die Suchbewegungen in den krisenhaften Umbruchphasen auf keinen Wirkungszusammenhang abstellen, der das Gewesene in einen kausaldeterministischen Bezug zum Zukünftigen bringen würde. Daraus resultiert ein «Geschichtsbild [...], in dem Vorstellungen über deterministische Verknüpfungen der Phasen nicht Platz haben» (18). Aufgrund dieser autopoietischen Interpretation von gesellschaftlichen Prozessen schwört Siegenthaler jeglichem Konjunkturprognostizismus, gleich welcher Spielart, ab. Das Fazit seines Textes lautet konsequenterweise, er könne nicht mehr sein «als ein expliziter Hinweis auf Möglichkeiten erfahrungsbezogener Interpretation der Zeit, in der wir leben» (225). – Soweit eine knappe Rekapitulation ■ 213

eines theoretischen Entwurfs, der sich im Kraftfeld verschiedener wissenschaftlicher Debatten bewegt und dabei durch konsistente Gedankenarbeit selber zu einem Gravitationszentrum zu werden versucht, das die Diskussion um theoriegeleitete historische Wissenschaft auf neue Bahnen lenken soll.

II.

Zu Beginn der 1970er Jahre war der Name «Siegenthaler» allerdings noch stark mit empirischer Kärnerarbeit assoziiert. Die Leute, die bei ihm Lizentiatsarbeiten und Dissertationen schrieben oder auf Assistenzstellen arbeiteten, trugen beeindruckende Datenberge zusammen und waren an einem Unternehmen beteiligt, das auf die historische Rekonstruktion der nationalen Buchhaltung der schweizerischen Volkswirtschaft im Jahrhundert nach 1850 abzielte. (Das Handbuch «Historische Statistik der Schweiz» mit allen verfügbaren Zeitreihen erscheint demnächst im Chronos-Verlag).

Wenn ich heute Siegenthalers Buch lese, habe ich immer diese aufwendigen Vorarbeiten vor Augen – das akkurate Kurvenbild der *long swings* deformiert gewissermassen meine Lektüre. Selbstbild und Fremdwahrnehmung deckten sich in diesem Falle aber nicht, denn für Hansjörg Siegenthaler fiel in der Verbindung von erfahrungswissenschaftlichem Forschungsprogramm und analytischer Entscheidungslogik das Primat der Theorie zu. Als ihm im Frühjahr dieses Jahres die Festschrift «Kontinuität und Krise» überreicht wurde, konstatierte einer seiner Kollegen, der den Geehrten als ebenso inspirierenden wie umgänglichen Kollegen schilderte: «Aber wenn es um die Theorie geht, dann hört bei Siegenthaler der Spass auf!» Die Bemerkung traf sozusagen den Nagel auf den Kopf, und bei vielen Versammelten meldeten sich unwillkürlich Erinnerungen zurück an konfliktreiche Debatten in verrauchten Seminarräumen, bei denen, nicht selten im regelrechten Pulverdampf rhetorischer Wortgefechte, Probleme gewälzt und zu Boden geredet wurden. In der retrospektiven Vergegenwärtigung des theoriefixierten und politikbewussten Klimas der 1970er Jahre wird allerdings deutlich, dass es über alle ideologischen Divergenzen hinweg unter den an Wirtschaftsgeschichte Interessierten einen dreifachen Konsens gab, an dem auch Hansjörg Siegenthaler partizipierte: Erstens wurde in der expliziten Formulierung theoretischer Prämissen eine für die empirische Forschung unabdingbare Voraussetzung gesehen; zweitens war man sich einig, dass es sich bei der Beschreibung und Erklärung von Konjunkturzyklen um eine relevante Problematik handle, und drittens wollten alle einen reduktionistischen Ökonomismus vermeiden und die wirtschaftlichen Wirkungszusammenhänge auf gesellschaftliche Strukturen beziehen. Es ist nicht abwegig zu sagen, dass sich damals alle, die sich mit solchen Problemstellungen beschäftigt waren, in einer Werkstatt von theoretischen Modellschreibern zusammenfanden. Weil Siegenthaler

mit den Ressourcen, über die er als Ordinarius verfügte, über Jahre hinweg das Schwungrad der empirischen Forschung in Gang hielt, hatte er in Diskussionen die faktengehärteten Argumente in den meisten Fällen auf seiner Seite. Wir (eine heterogene Gruppe von Studierenden, die die marxistische Akkumulations- und Krisentheorie auf der Basis der Arbeitswerttheorie weiterentwickelte) bekundeten immer wieder Mühe, unsere Interpretation mit den «Tatsachen» zur Deckung zu bringen. Ich erinnere mich an eine Szene in einem Seminar zum Thema «konjunkturelle Wechsellagen im wirtschaftlichen Wachstumsprozess»: Wir optierten für eine Periodisierung, die auf dem Kondratieff-Zyklus beruhte, und Siegenthaler wollte wissen, woher wir die Daten hätten, die zur Vermutung Anlass geben könnten, Investitionsschübe würden einem ca. 50jährigen Rhythmus folgen. Weil es solche Zeitreihen nicht gab (Kondratieff belegte seinen Zyklus bekanntlich mit Schwankungen der Grosshandelspreise) brachten wir eine Reihe von qualitativen Argumenten ins Spiel: die Basisinnovationen, die im Halbjahrhunderttakt periodisch die energetischen Grundlagen der kapitalistischen Produktionsweise erneuerten; die Durchsetzung neuer politisch-institutioneller Arrangements und Staatsfunktionen etc. Siegenthaler empfahl uns daraufhin, den «Popanz Kondratieff» doch ins Kuriositätenkabinett der ausrangierten Modelle zu stecken. Wenn wir dann ernsthaft verunsichert waren, so nicht deshalb, weil wir Siegenthalers Theorieangebot – die *long swings* aus der Schule von Kuznets – als besonders einleuchtend empfunden hätten; was aber zählte, war die massive empirisch-quantitative Fundierung seines Erklärungsansatzes.

Das ist eine Episode – und zugleich ein Beispiel dafür, wie sich Siegenthaler über ein Vierteljahrhundert hinweg immer mit grosser Bereitschaft in Wechselgespräche involvieren liess – mit den Studierenden und auch innerhalb der arrivierten akademischen *scientific community*. In einer Situation, in der die forschungsleitenden Paradigmata einer Wissenschaftsdisziplin in immer dieselben Aporien hineinführten, bot sich die klassische Option an: Entweder wird der Erklärungsanspruch auf jene Bereiche reduziert, in welchen sich mit dem vorhandenen methodischen Rüstzeug und begrifflichen Apparat problemlos Erkenntnisse gewinnen lassen, oder es werden die theoretischen Grundlagen erst einmal zur Disposition gestellt, und es wird der Versuch unternommen, das Erklärungsmodell auf neue und stringenter Weise zu rekonstruieren. Siegenthaler investierte seine Energien in letzteres. Wie, so lautete die Grundfrage, lässt sich eine Theorie begründen, die über ein mechanisches Verständnis ökonomischer Wirkungszusammenhänge hinausreicht und die dann aber nicht einfach auf eine ekklektizistische Montage aller möglichen Erklärungsversatzstücke hinausläuft? Aus diesem Bemühen resultierte ein kontinuierlicher wissenschaftlicher Lernprozess, ein systematisches Weiterdenken von Problemen, ein diszipliniertes Arbeiten mit langem Atem. Diesbezüglich hielt sich der erwähnte «Spas» tatsächlich in Grenzen: Nach dem Motto «guter Geist ist trok- ■ 215

ken» galt es für jene, die bei diesen Expeditionen in intellektuelles Neuland dabei sein wollten, unter Inkaufnahme beträchtlicher Durststrecken die einsamen Bleiwüsten der Theoriebildung zu durchqueren und dabei die trügerischen *fata morganas* von den echten Oasen unterscheiden zu lernen. Das war immer wieder strapaziös. Aber auch ohne eine bestimmte Sorte von «Spass» vermittelte Siegenthaler etwas, was ich als libidinöse Selbstbindung an «Theorie» bezeichnen möchte.

III.

Im folgenden sollen die zentralen Innovationen des Buches von Siegenthaler herausgearbeitet und auf die Diskussionskonjunkturen und -schwerpunkte in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften bezogen werden.

In den 1970er Jahren gerieten makroökonomische und makrosoziale (sowohl strukturfunktionalistische als auch historisch-materialistische) Erklärungsansätze in eine Depression. In dieser Situation häuften sich allenthalben die Versuche, die Emergenz von gesellschaftlichen Ordnungs- und gesamtwirtschaftlichen Entwicklungsmustern von der individuellen Handlungsrationalität her zu erklären. Es kam zu einem *come back* eines längst tot geglaubten *homo oeconomicus* und, damit verbunden, zu einem Siegeszug des ökonomischen Denkens im Bereich der Sozialwissenschaften. Das *rational choice*-Paradigma entfaltete anfänglich eine beträchtliche Plausibilität bei der Erklärung von Nicht-Markt-Phänomenen. Die einen äusserten dazu die Ansicht, es liege hier ein theoretisches Gegenstück zu einer realgeschichtlichen Entwicklung vor: Je mehr alles und jedes käuflich werde und je stärker Wahlverhalten und Lebensstile der Marktlogik angeglichen würden, desto stärker sei die Ökonomie zur Erklärung dieser Phänomene prädestiniert. Andere übten Kritik an einer Perspektive in der – frei nach Marx/Engels – nur noch die «gefühllose bare Zahlung» zählt und alle anderen Regungen «im eiskalten Wasser egoistischer Berechnung» ertränkt werden. Den Zorn dieser Kritiker zog insbesondere Gary S. Becker mit seinem (1976 publizierten) «Economic approach to human behavior» auf sich. Der Versuch einer intellektuellen Bändigung des pulsierenden Lebens vermittels eines sterilen Kosten-Nutzen-Denkens stiess dabei nicht nur auf theoretische Einwände, sondern auch auf emotionale Widerstände. Von Ausnahmen wie etwa Mancur Olson abgesehen handelte es sich aber bei vielen der Studien, die Ökonomen nun in rascher Kadenz auf den Wissenschaftsmarkt warfen, bloss um alten Wein in neuen Schläuchen. Insgesamt hielt sich der Schaden, den dieser (von Kenneth E. Boulding schon in den 1960er Jahren diagnostizierte) «ökonomische Imperialismus» in anderen Wissenschaftsdisziplinen anrichtete, in engen Grenzen.

Der beträchtliche methodologische Gewinn des Perspektivenwechsels von Makro zu Mikro bestand indessen in einer Reaktualisierung der Ökonomie als einer

Handlungswissenschaft. Als solche befasste sie sich nicht mehr in erster Linie mit hochaggregierten Variablen, sondern setzte beim handelnden Menschen und damit (in den Worten Siegenthalers) bei einem Wesen an, «das sich zum Problem werden, sein Verhalten überdenken, Möglichkeiten seines künftigen Tuns ausloten und erproben, im Bewusstsein drohender oder verlockender Handlungskonsequenzen entscheiden kann» (22). Daran schloss sich die Frage, wie Hypothesen über makroökonomische Wirkungszusammenhänge aus den Prämissen eines individuellen Kosten-Nutzen-Kalküls hergeleitet werden könnten. Die Kontroversen konzentrierten sich auf die Dichotomie *choice* versus *constraints* (Wiesenthal 1987). Die einen stellten fest, wenn soziale Tatbestände an saldierten Handlungsfolgen (wie Investition, Zinssatz, Produktion, Einkommen, Konsum, Sparen...) festgemacht würden, könnten sie nur immer aus sich selber erklärt werden. Sie betrachteten einen solchen Ansatz als gescheitert, erteilten der makroanalytischen Vogelschau eine entschiedene Absage und propagierten als Alternative den methodologischen Individualismus. Die anderen sprachen demgegenüber von einer mikroanalytischen Froschperspektive, die darüber hinwegsehe, dass die beiden wichtigsten Komponenten des ökonomischen Handlungsmodells, die Bildung individueller Präferenzen und das Bewusstsein von Handlungsalternativen, eben nicht in einem sozialen Vakuum entstanden, sondern durch überindividuelle Normen und gesellschaftliche Zwänge geprägt seien. Die Bedeutung der *constraints*, d. h. das Herausarbeiten des «Zwang», der den Menschen zugefügt wird, war dabei tendenziell ein Anliegen linker Theoretiker, während *choice* im Sinne einer Apotheose der «persönlichen Freiheit» zur Favoritin bürgerlich orientierter Nationalökonomien wurde. Diese politische Polarisierung war allerdings keineswegs einheitlich: Es gab weiterhin «rechte» Strukturfunktionalisten, die mit methodologischem Individualismus nichts am Hut haben wollten und «linke» Handlungstheoretiker, die (wie etwa Jon Elster) mit aufklärerischem Impetus von der «Subversion der Rationalität» sprachen.

Die Gegenüberstellung von *homo sociologicus* (dessen Verhalten durch *social constraints* determiniert ist) und *homo oeconomicus* (der *rational choice* praktiziert) war auf die Dauer unbefriedigend. In der Soziologie versuchte z. B. Pierre Bourdieu mit seinem Habitus-Konzept eine Vermittlung von individuellen Handlungsmotiven und sozialen Rollenzwängen. In der Ökonomie, auf die sich die Aufmerksamkeit hier richtet, bot der heterodoxe Neo-Institutionalismus mit der Erfindung des *institutional man* einen Ausweg aus dem Interpretationsdilemma an. Zu erwähnen sind hier insbesondere Geoffrey M. Hodgsons 1988 publiziertes «Manifesto for a Modern Institutional Economics» und die Arbeiten von Douglass C. North. Anstatt voraussetzunglos vom Individuum auszugehen oder aber die «Struktur» zu verabsolutieren, interessieren sich Exponenten dieses Ansatzes für das institutionelle *setting*, das die Informationsgewinnung und -verarbeitung handelnder Menschen strukturiert, und analysieren die Modellierung der Handlungs-

ziele und -alternativen der *institutionalized personality* durch gesellschaftliche Einrichtungen (Katterle 1991). Siegenthaler teilt die Grundintention dieser Neo-Institutionalisten. Doch konzentriert er sich weit stärker auf die «Informationsprobleme der einzelnen Akteure» (3) und macht mit der von Kenneth J. Arrow bereits 1974 in Aussicht gestellten informationstheoretischen Wende der ökonomischen Theorie ernst. Damit verflüchtigt sich zunächst eine statische Vorstellung von Objektivität, und die «realitätsschaffende Bedeutung der kognitiven Regelsysteme» (21) wird zum Theorieproblem. Es wird klar, dass ein emphatisches Rationalitätsmodell, das auf der Annahme vollkommener Information basiert, für die Erklärung menschlichen Handelns ebenso wenig trägt wie die pauschale Unterstellung, Menschen handelten «irrational». Es geht also um *bounded rationality*, um Modelle «beschränkter Rationalität» (wie sie Herbert A. Simon genannt hat). Ohne die Berücksichtigung jener kognitiven und institutionellen Faktoren, die massgeblichen Einfluss auf die Informationsbeschaffung haben, lässt sich – so die These – die gesellschaftliche Realität, in der sich handelnde Menschen orientieren, nicht rekonstruieren. Und ohne überindividuelle, d. h. regelgebundene Interpretation können Informationen auch nicht «verarbeitet» und damit handlungsleitend werden.

Diese Annahmen haben weitreichende Konsequenzen für die Vorstellung, über welche Mechanismen und auf welche Weise individuelles Handeln koordiniert wird: Für Siegenthaler ist es offensichtlich, «dass der Markt seine Koordinationsleistung nie unabhängig von den Koordinationsmechanismen der Institutionen und kognitiver Regeln erbringt» (44). Weit über die traditionelle Vorstellung eines durch politisch-rechtliche Rahmenbedingungen äusserlich «verfassten Marktes» hinaus steht damit die innere – die kognitive und institutionelle – Verfassung des Marktes zur Debatte. Ein solcher Ansatz verwandelt ökonomische Schmalspurstudien, die «den Markt» zu einem prinzipiell stabilen Wirkungszusammenhang hypostasieren und ihn zu einem westlichen Exportprodukt für gesellschaftliche Problemlösung machen möchten, in Makulatur. Siegenthalers Interpretation erweist sich nicht nur an diesem Punkt als unausgesprochene politische Intervention in eine ideologisch befrachtete Diskussion.

Innerhalb der Wirtschaftsgeschichte hat die mikroanalytische Modellierung makroökonomischer Vorgänge, die Siegenthaler anstrebt, ein neues Verständnis des diskontinuierlichen Verlaufsmusters wirtschaftlichen Wachstums und sozialen Wandels ermöglicht. Wenn Strukturperioden und Krisenphase notwendig aus einander hervorgehen, dann wird es sinnvoll, sie zu einem «Zyklus höherer Ordnung» zusammenzufassen. Anders als ein traditionelles Konzept der Konjunkturgeschichte, das durch die Perfektionierung der Modelle die Temporalstruktur der langfristigen konjunkturellen Wechsellagen immer besser glaubt bestimmen (und damit auch prognostizieren) zu können, konzediert Siegenthaler einen Agnostizismus bezüglich

lich des Zeitpunktes eines konjunkturellen Umschlages; er geht jedoch davon aus, wir seien aufgrund des informationstheoretisch angereicherten, mikroökonomisch fundierten Zugangs «nicht völlig agnostisch bezüglich der heute beobachtbaren Mechanismen, die auf die eine oder auf die andere Wende in der Zukunft Einfluss haben können» (18). Gerade das Eingeständis einer grundsätzlichen Offenheit des historischen Prozesses eröffnet die Chance, sinnvoll über mögliche Zukünfte nachzudenken und zu überlegen, welche wünschbaren Ziele wir mit welchen Mitteln auf kürzestem Weg erreichen können. Siegenthaler geht davon aus, dass wir das reflektierter tun, wenn wir Vorgänge auch kontrafaktisch analysieren und überlegen, in welchem Reich der Möglichkeiten die jeweilige Wahl getroffen wurde. Denn es geht nicht um eine ex-post-Affirmation dessen, was im kreativen Prozess menschlicher Geschichte faktisch geschaffen wurde, sondern auch um ein Mitdenken dessen, was als vergangene Potentialität definitiv zum Erliegen kam. Wirklichkeitsräume und possibilistische Welten verschränken sich auf diese Weise. Mit diesen Überlegungen bewegt sich Siegenthaler auf der Höhe einer Debatte, die theoretische Reflektiertheit mit politischer Relevanz verbindet.

IV.

Nach dem Lesen von Siegenthalers Opus bleiben für mich einige Fragen offen. Die eine, die ich ausführlicher behandeln möchte, bezieht sich auf die sozialen Bedingungen, unter denen individuelles Handeln dem Imperativ ökonomischer Rationalität gehorcht. Eine andere, die zum Schluss nur noch angedeutet werden soll, befasst sich mit Kategorien wie Macht und Herrschaft, Konflikt und Widerstand. In beiden Fällen geht es um den epistemologischen Status von Begriffen und theoretischen Konstrukten. Vereinfacht gesagt stehen sich zwei Positionen gegenüber: Ein historisierender Ansatz geht von der Kontextabhängigkeit jeder theoretischen Begrifflichkeit aus und begreift Erklärungskategorien als epochaltypische Realabstraktion mit beschränkter zeitlicher Reichweite (vgl. Alfred Bürgins 1993 erschienene Beiträge «zur Soziogenese der Politischen Ökonomie»). In Absetzung dazu hat ein nominalistischer Ansatz transhistorische Kategorien im Visier und richtet das Augenmerk auf die interne Validität des Theoriekonstrukts, das dann auf verschiedenste Zeiten und Gesellschaften appliziert wird. Nun ist es ja sicher so, dass Menschen schon in früheren historischen Perioden, als der Begriff der «Informationsgesellschaft» noch nicht existierte, als informationsbeschaffende und -verarbeitende Wesen interpretiert werden können. Aber lässt sich gleichermassen sagen, das ökonomische Handlungsmodell sei geeignet für die Erklärung von Wirtschaftssystemen, in denen ein marktvermitteltes Tauschsystem noch fast keine Rolle spielte und in denen Menschen weit stärker als heute Selbstversorgung praktizierten und in kollektive Glaubensüberzeugungen sowie soziale Normen-

systeme eingebunden waren? Siegenthaler, der wiederholt erklärt, seine Theorie beziehe sich auf Gesellschaften mit liberaler Wirtschaftsverfassung und modernem Wirtschaftswachstum und setze sich deshalb *grosso modo* mit dem Zeitraum seit Mitte des 19. Jahrhunderts auseinander, bejaht diese Frage dennoch und stellt fest, auch tiefgreifende gesellschaftliche Umbrüche würden «nichts besagen über die Relevanz der Neoklassik für individuelles Handeln» (24). Dabei geht er keineswegs von einer ahistorischen Gültigkeit der ökonomischen Handlungsmaxime aus, sondern schränkt diese auch für die von ihm behandelte Zeit ein. Aufgrund seiner informationstheoretischen Überlegungen stellt er fest, ein Verlust an Regelvertrauen, wie er für Krisenphasen charakteristisch sei, verunmögliche eine Orientierung individuellen Verhaltens am Kosten-Nutzen-Kalkül; der Markt versagt, «bis die Kommunikation ihren Dienst getan hat» (83). Ein analoges Marktversagen zeigt sich bei den internalisierten Normen bzw. Zwängen, weil sich diese «ausserhalb des Spektrums all jener Dinge» befänden, «auf die sich Wünsche von Individuen richten können» (26).

Wird dieser Bereich des Nichtverfügbaren, aber dennoch Wirksamen als Mentalität bezeichnet, so lässt sich eine ganze Reihe von kritischen Einwänden formulieren. Es liesse sich sagen, die von Siegenthaler vorgeschlagene Interpretation des unregelmässigen Wachstumsverlaufes beziehe sich auf Entwicklungen, die von der französischen *Annales*-Schule als *histoire conjoncturelle* bezeichnet und zwischen einer *histoire événementielle* und der *longue durée* situiert wird (Braudel 1977). Nun ist eine solche Konjunkturgeschichte auch aus der Sicht der *Annales* keineswegs auf den Aufstieg des Industriekapitalismus und der Marktwirtschaft beschränkt. Doch das Konjunkturereizitativ wird durch Umbrüche in den mentalen Tiefenstrukturen der Gesellschaft von Zeit zu Zeit auf eine neue Tonlage umgestellt. Um das naheliegendste Beispiel zu wählen: Die *great transformation*, wie sie Karl Polanyi beschrieben hat, d. h. die langsame und konfliktreiche Ablösung einer *embedded economy* durch eine moderne, marktverfasste Industriegesellschaft, stellt einen epochalen Übergang dar, und erst mit diesem vermochte sich jener Wachstumstyp überhaupt durchzusetzen, der die von Siegenthaler beschriebene Sequenz von Strukturperioden und Phasen struktureller Instabilität aufweist. Diese These geht von einer Definition der Ökonomie (als Wissenschaftsdisziplin) aus, wie sie von Kenneth E. Boulding vorgeschlagen wurde: Er postuliert, die Theoriebildung habe sich nicht primär mit dem allgemeinen Phänomen der Allokation knapper Ressourcen zu befassen; sinnvoller sei eine Spezialisierung «auf die Untersuchung jenes Teils des gesamten Sozialsystems, der durch Austausch charakterisiert ist» und der sich von den anderen beiden gesellschaftlichen Organisationssystemen – dem Drohsystem und dem Integrationssystem – unterscheidet. Der Übergang zu modernem Wirtschaftswachstum hat zweifellos die Kommerzialisierung der Lebensweise, die vertragsmässige Festlegung sozialer Beziehungen und die Rationalisierung

von Arbeitsprozessen gefördert und damit die Sphäre des Austauschbaren und – komplementär dazu – die Erklärungskraft des ökonomischen Handlungsmodells erweitert; weit davon entfernt, als transhistorische Maxime alle möglichen Vorgänge erklären zu können, würde so ihre Verwendbarkeit zeitlich limitiert, wobei alle informationstheoretischen Überlegungen, die Siegenthaler beisteuert, relevant bleiben.

Der Begriff des «fundamentalen Lernens», wie ihn Siegenthaler verwendet, verliert jedoch aus einer solchen Perspektive seine Prägnanz. Er ist dann nämlich nicht mehr geeignet, historische «Sattelzeiten» von «normalen» Krisen zu unterscheiden. Wollen wir dies tun, so müssen wir offensichtlich fundamentale Lernprozesse erster Ordnung von solchen zweiter Ordnung unterscheiden: Erstere würden sich auf die Ablösung einer Struktur langer Dauer durch eine andere, letztere auf Destabilisierungsphasen innerhalb einer *longue durée* beziehen. In Perioden struktureller Destabilisierung mag zwar tatsächlich alles Hinterfragbare kommunikativ verflüssigt und neu geformt werden; doch es gibt immer auch das Nichthinterfragbare, die «gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit» (Mario Erdheim). Dieses dem menschlichen Handeln Vorausgesetzte scheint zu gewährleisten, dass in der kriseninduzierten Kommunikationskultur bei aller Variation immer wieder dasselbe gelernt wird: die Fortsetzung der krisenhaften Normalität des «modernen Wirtschaftswachstums». Hier stoßen wir auf eine mentale Wirkungsschicht, die durch grosse Kontinuität gekennzeichnet ist. Die Protagonisten jener Definitionskämpfe, die unter Krisenbedingungen im intensiven Wechselgespräch neue gemeinsame Deutungsmuster festigen und sich über die neuen Regeln verständigen, aus denen wachstumsförderliches Vertrauen wiederum hervorgeht, teilen sich in bestimmte Überzeugungen, und es stellt sich die Frage, was dann passieren würde, wenn dieser unbewusste und damit auch nicht verhandlungsfähige Vorrat an Gemeinsamkeiten einmal aufgebraucht wäre. An einem solchen Punkt würde eine Krise ins Haus stehen, die einem «fundamentalen Lernen» erster Ordnung gleichkäme. Könnte dann nicht ein Prozess einsetzen, der über die Epoche «modernen Wirtschaftswachstums» hinausweisen, die Fähigkeit, Krisen produktiv zu lösen, zerstören und schliesslich in einen ganz ungewissen «Post-» Zustand einmünden würde?

Aus der Sicht von Siegenthalers Metatheorie liesse sich diese Frage maliziös in dem Sinne kommentieren, dass das Reden von solchen «epochalen Strukturbrüchen» in gesellschaftlichen Destabilisierungsphasen regelmässig auftaucht und mithin ganz einfach ins Repertoire jener Krisendiskurse gehört, die zu erklären ja gerade beabsichtigt ist. Demgegenüber liesse sich aber von einer Theorie langer Dauer her sagen, dass eine Verabsolutierung von Theorien mittlerer Reichweite schon immer mit der Tendenz einherging, laufende Prozesse ganz einfach fortzuschreiben und andere Formen einer Vergesellschaftung undenkbar werden zu lassen. Es geht hier

ⓑ
Problema-
führung
↓
D

also letzten Endes auch um die Einstellung zum utopischen Denken. In diesem Sinne ist der Ansatz Siegenthalers antiutopisch und setzt auf eine Perpetuierung der «Normalität», die sich über die aufeinanderfolgenden Sequenzen von Prosperität und Krise regeneriert. «Dass es <so weiter> geht, *ist* die Katastrophe», erklärte Walter Benjamin im Passagen-Werk (S. 592); Siegenthaler neigt zur gegenteiligen Position, und die Besorgnis lässt sich ohne weiteres nachvollziehen. Angesichts einer fundamentalistischen Herausforderung, die die ökonomische Ethik der individuellen Berechnung durch eine heroische Ethik der Selbstaufopferung im Namen kollektiver Phantasma (Volk, Nation...) ersetzen möchte, ist es sicher beruhigend zu wissen, dass «fundamentale Lernprozesse» geradezu zwingend die komplexen gesellschaftlichen Funktionsvoraussetzungen des Kosten-Nutzen-Kalküls wieder herstellen und das, was nach unseren Wertmassstäben einer gesellschaftlichen Regression gleichkäme, mit hoher Wahrscheinlichkeit verhindern. Die Theorie bekommt hier eine normative Schlagseite und diesbezüglich steht der strenge Argumentationsduktus des Autors auch im Dienste einer Verdrängung der moralischen Implikationen seines theoretischen Entwurfs.

Ein zweites Frage dreht sich um die Dimension der Herrschaft. Siegenthaler schlägt (164 ff.), um die sozialgeschichtlichen Auswirkungen von Prosperität und Krise zu thematisieren, ein Vierklassen-Modell vor. Er unterscheidet Migranten, vernetzte Gewinner, vernetzte Verlierer und isolierte Verlierer und interessiert sich vor allem für die Krisenperzeption, die Handlungsspielräume, die Lerndispositionen, die Koalitionsfähigkeit und die Organisierbarkeit dieser vier unterschiedlichen Klassen von Menschen. Historische Kategorien wie «Kapital» und «Arbeit» werden demgegenüber in einer Weise umdefiniert, dass sie für einen konflikttheoretischen Ansatz kaum mehr tauglich sind. Wenn unter «Kapital» alle Resultate regelgebundenen Lernens verstanden werden, dann verfügen alle (mehr oder minder) darüber, – und für die «Arbeit» gilt dasselbe. Es handelt sich hier um eine Tendenz, die das ganze Buch durchzieht. Innerbetriebliche Herrschaftsverhältnisse, Machtasymmetrien zwischen Männern und Frauen, sozialer Marginalisierungsdruck, gewalttätige Abwehr des Fremden, Übernutzung der natürlichen Ressourcen und Umweltzerstörung: Solche Problemkomplexe bleiben in Siegenthalers Theorie unberelichtet. Es ist zwar nicht so, dass sie systematisch ausgeblendet würden oder nicht «anschlussfähig» wären, doch sie sind nicht zentral für die Anlage der ganzen Untersuchung. Dies verweist auf den Gedanken, mit dem ich diese Kritik schliessen möchte: Es ist unmöglich, die ganze Welt in eine Theoriekonstruktion zu packen. Theorien mögen zwar dem Kriterium universeller Gültigkeit genügen wollen, letztlich markieren sie doch immer «nur» Positionen in jenem Wechselgespräch, das für das Unternehmen «Wissenschaft» konstitutiv ist und das ohne alternative Konzeptualisierungen nicht in Gang bleiben kann. Ein solches Plädoyer für einen

222 ■ konzeptionellen Pluralismus wird häufig als Aufforderung missverstanden, die

pluralistische Intention in die Theoriebildung selber zu internalisieren und Interpretationen möglichst mehrdeutig und in einer diffusen Weise differenziert zu machen. Dass das Gegenteil, nämlich der Wille zu einer konsistenten Konstruktion, weit hilfreicher ist für gegenwärtige und künftige Kontroversen, beweist Hansjörg Siegenthalers Buch zur Genüge.

Zitierte Literatur:

- Kenneth J. Arrow, «Limited Knowledge and Economic Analysis», *American Economic Review*, Vol. 64 (1974), 1–11.
- Gary S. Becker, *The Economic Approach to Human Behavior*, Chicago 1976.
- Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk*, 2 Bde., Frankfurt a. M. 1983.
- Kenneth E. Boulding, «Ökonomie als eine Moralwissenschaft», in Winfried Vogt (Hg.), *Seminar: Politische Ökonomie. Zur Kritik der herrschenden Nationalökonomie*, Frankfurt a. M. 1973, 103–125.
- Fernand Braudel, «Geschichte und Sozialwissenschaften. Die longue durée», in Marc Bloch, Fernand Braudel, Lucien Febvre u. a., *Schrift und Materie der Geschichte*, hg. Claudia Honegger, Frankfurt a. M. 1977, 47–85.
- Alfred Bürgin, *Zur Soziogenese der Politischen Ökonomie. Wirtschaftsgeschichtliche und dogmenhistorische Betrachtungen*, Marburg 1993.
- Jon Elster, *Making Sense of Marx*, Cambridge 1985.
- Mario Erdheim, *Die gesellschaftlichen Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnoanalytischen Prozess*, Frankfurt a. M. 1988.
- Andreas Ernst u. a. (Hg.): *Kontinuität und Krise. Sozialer Wandel als Lernprozess. Festschrift für Hansjörg Siegenthaler*, Zürich 1994.
- Geoffrey M. Hodgson, *Economics and Institutions. A Manifesto for a Modern Institutional Economics*, Philadelphia 1988.
- Siegfried Katterle, «Methodologischer Individualismus and Beyond», in Bernd Biervert, Martin Held (Hg.), *Das Menschenbild der ökonomischen Theorie. Zur Natur des Menschen*, Frankfurt a. M. / New York 1991.
- Simon Kuznets, «Modernes Wirtschaftswachstum: Erkenntnisse und Überlegungen», in Harald Winkel (Hg.), *Wirtschaftliche Entwicklung und sozialer Wandel*, Darmstadt 1981, 153–175 (Nobelpreisrede 1971).
- Douglass C. North, *Structure and Change in Economic History*, New York/London 1981.
- Mancur Olson, *Umfassende Ökonomie*, Tübingen 1992.
- Karl Polanyi, *The Great Transformation*, Frankfurt a. M. 1978.
- Herbert A. Simon, *Homo rationalis. Die Vernunft im menschlichen Leben*, Frankfurt a. M./New York 1993.
- Helmut Wiesenthal, «Die Ratlosigkeit des homo oeconomicus», Einleitung zu Jon Elster, *Subversion der Rationalität*, Frankfurt a. M. 1987, 7–19.